

Richard David Precht

Die Nacht des Mamboogook
Zu weit von Gott und zu nahe an Japan.
Auf den Philippinen stirbt der letzte
Regenwald

Philippinen vom 16.04. - 03.06.1999,
betreut von der Friedrich-Ebert-Stiftung

Inhalt

Vorspiel hinter Gittern	606
Christus kam nur bis Sibulan	607
Zu weit von Gott und zu nahe an Japan	611
Professor Curios Hütte	613
Die Blume des Partisanen	615
Bilder aus Utopia	617



Richard David Precht, geb. 1964 in Solingen. Studierte Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Köln. 1992 - 1995 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Köln. Promotion 1994. Seit 1995 freier Publizist für DIE ZEIT, FAZ, WDR, Deutschlandfunk u.a. 1997 Fellow bei der Chicago Tribune. Zahlreiche wissenschaftliche Publikationen und Essays. Bücher: *Die Gleitende Logik der Seele*, Metzler 1996; *Noahs Erbe. Vom Recht der Tiere und den Grenzen des Menschen*, Rotbuch 1997 (als Taschenbuch bei Rowohlt 2000); *Das Schiff im Noor* (zusammen mit Georg Precht), Roman, Luchterhand/Limes 1999. Smith-Kline-Beecham-Preis für wissenschaftliche Publizistik 1999. Mitglied der Jury des Alfred-Grimme-Preises.

Vorspiel hinter Gittern

Der Sommer ging zu Ende, der Zoo veränderte seine Farbe. Das erste gelbe und rote Laub wehte zusammen und wirbelte über die Wege. Überall sah man jetzt die Wärter damit beschäftigt, empfindliche Tiere ins Warmhaus zu bringen. Auf dem Dach des Elefantenhauses sammelten sich die Stare.

Es hatte gerade eine andere Zeit begonnen. Ein neuer Bundeskanzler sprach auf dem Platz vor der Neuen Oper und die Frankfurter kamen in Scharen, dem Mann zu lauschen, der von neuen Freiheiten sprach und davon, dass man nun mehr Demokratie wagen würde. Zunächst aber wagte man nur einen breiteren Schlag an den Hosen und selbst die Zoowärter trugen jetzt lange Koteletten und längere Haare.

Der Vogel, der aufgeplustert in der alten Voliere an der Zoomauer kauerte, wusste von alledem nichts. Den mächtigen hohen Schnabel in den weißen Flaum des Gefieders gesteckt, die drahtigen Fänge fest verkrallt um die eine und einzige Stange seines Käfigs, auf der er nun schon seit vierzehn Jahren jeden Tag auf und abgegangen war, mit federnden Schritten, zum Vergnügen der Besucher. Auch mit den breiten Schwingen hatte er gelegentlich gerudert und geschlagen und die Menschen auf der besseren Gitterseite hatten gestaunt und gelacht über den seltsamen Vogel mit der merkwürdigen Federhaube. Und dann hatten sie das kleine Schild gesehen, auf dem der Name stand und etwas über ein fernes Herkunftsland weit weg in den Tropen.

Aber heute ist es zu kalt zum Staunen und zum Lachen. Die wenigen Besucher drängen sich in den geheizten Häusern, atmen den warmen Geruch der Flusspferde und Elefanten. Und so hockt er mutterseelenallein, die Augen geschlossen, und nur ein einziges Mal klappt das Lid nach oben und das Auge öffnet sich, dieses wunderschöne graublau-äugige Auge. Eine einzige Sekunde nur,

ein flüchtiger Schimmer, der verfliegt und schon Erinnerung ist, als er die Augen eines siebenjährigen Jungen trifft.

Christus kam nur bis Sibulan

Leichte Vögel, welke Blätter, dahingetrieben vom Wind. Über den Urwaldriesen leuchtet trocken der Morgen. Wenige Stunden, und die Luft ist gesättigt vom Summen der Insekten. Tief unten im Tal tost der Wasserfall. Dämpfe umnebeln das nachfeuchte Unterholz. Bemooste Felsen und Farne schimmern im frühen Morgenlicht. Ein heißer Tag wartet hinter den Bergen, die Erde zu sengen.

Der Frühstückskaffee im Blechbecher schmeckt philippinisch, ein schwarzer Trank, mild und süß, aus einem Pulver gebraut, halb löslich und halb Schlacke. Reihum wandern Reis und getrockneten Fisch, jeder bekommt seinen Anteil und dann greift auch Datu zu, knatscht den Fisch in die rote Tunke und die Runde verstummt. Datu beginnt seine Geschichte. Von riesigen Wäldern erzählt er und von den Menschen darin. Von seinem Großvater, dem Kopfbjäger, der die besiegten Feinde an den Füßen aufhängte, bis ihnen das Blut in den Kopf schoss und die Sinne raubte. Von seltsamen Opferzeremonien und festlichen Gewändern, von Tiguiama, dem Schöpfer der Erde, Macoreret, dem Herrscher der Lüfte, Domacolen, dem Herren der Berge, und Macaponguis, dem Gott allen Wassers.

Und dann erzählt er vom Mamboogook, dem Haribon, dem König (harring) der Vögel (ibon). Eine Geschichte aus dunkler Zeit, als das Wünschen noch geholfen hat und Datu ein kleiner Junge war. Gemeinsam saßen die Familien im Dorf vor ihren Hütten und füllten rohen Fisch in das grüne Bambusrohr. Als sie das Feuer entfachten, um den Fisch im Rohr zu dünsten, verstummten plötzlich die Hähne.

Der Adler kam aus dem Wald, segelte über das Dorf und die Sonne verfinsterte sich hinter den riesigen Schwingen. Mehr als fünf Meter klappte der Teufelsvogel und der Vater packte den kleinen Datu und stürzte mit ihm in die schützende Hütte. Draußen quiekten die Schweine vor Angst, zerrten an ihren Stricken, die Hähne zeterten und stoben panisch davon.

Datu gehört zum Stamm der Bagobos. Regelmäßig zieht er von Davao, der Hauptstadt der großen Philippinen-Insel Mindanao, hinaus in die Wälder. Als Botschafter seines Volkes fotografiert er die letzten versprengten Ansiedlungen der Ureinwohner in den entlegenen Tälern, beschreibt das Elend ihres Untergangs. Auch vor der UNO in New York hat er schon gesprochen, von seinen Wäldern erzählt, die gestorben sind und immer noch sterben.

Gestern ist Datu mit uns hier hoch gefahren, die Schlammrippe entlang über Schlaglöcher und durch Flussbetten geholpert. Und wie ein Wunder hatte der alte Jeep der Philippine Eagle Foundation tatsächlich das Dorf Sibulan erreicht. Weiter ging es nicht. Hier, hinter den letzten Bambushütten, endet die Zivilisation. Selbst Christus, der blauäugig von der Hüttenwand des Dorf-

vorstehers lächelt, ist weiter niemals gekommen. Nur mit Packpferden war es noch weitergegangen, den zähen, geduldigen, getretenen, unermüdlichen Lastenträgern der Bergbauern, über einen steilen Pfad den Berg hoch. Bananen und Kokospalmen am Wegrand zeugten davon, dass die Natur hier durchaus nicht mehr in Ordnung ist. Bananen, in der Phantasie der Europäer Symbol ursprünglichen Regenwaldes, sind Kulturpflanzen, malerische Mahnmale des Raubbaus und der Brandrodung. Nach weiteren Stunden des Aufstiegs waren die Stauden verschwunden. Reste von Regenwald deckten sich über zerklüftete Felsen und mit einem Mal zeigt sich die blaue Steilwand des Mount Apo in voller Größe.

Wir stehen an einem historischen Ort. Hier am Mitondo, unterhalb des mächtigsten aller philippinischen Vulkane, erinnert sich Hector Miranda, der Wissenschaftliche Direktor der Foundation, fing alles an. Eine kleine Gruppe junger Amerikaner hatte sich 1977 auf den beschwerlichen Weg gemacht, den Königsvogel der Bagobos auf den Philippinen zu suchen. Für zwei von ihnen, Robert Kennedy und Ron Krupa, wurde der geschopfte Greifvogel zu ihrem Leben. In einer Baumkrone am Baracatan River nahe dem Mount Mitondo fanden sie als erste Ausländer ein Adlernest, der Anfang ungezählter Expeditionen in die unzugänglichen Bergregionen, den bislang völlig unerforschten Greifvogel zu studieren.

Nur wenige Ausländer hatten den Vogel jemals zuvor in Freiheit beobachtet. Geschickt hatte sich der scheue Vogel vor deutschen Forschungsreisenden wie Adelbert von Chamisso oder Fedor Jagor verborgen gehalten. Auch von den spanischen und amerikanischen Kolonialherren bekam niemand das Tier zu Gesicht. Als der Engländer John Whitehead 1894 bei einer Forschungs-expedition auf der Insel Samar das erste Exemplar sichtete, war der Fund eine wissenschaftliche Sensation. Der große Greif lauerte den Affen auf, über-rumpele sie in den Bäumen und flöge anschließend laut schreiend mit ihnen davon. Die Eingeborenen erzählten dies Whitehead und Whitehead erzählte es dem Ornithologen Ogilvie-Grant. Der schließlich nannte den neu gefundenen Adler Pithecophaga, den „Affenfesser“, und nach Whiteheads Vater Jeffrey jefferyi.

Die Entdeckung des letzten großen Greifvogels erregte Aufsehen. Im Jahr 1909 bestaunten Besucher im Londoner Zoo den ersten monkey-eating eagle in Europa; ein Kleinod unter den symbolischen Tributen der Kolonialzeit. Das Internationale Zoo-Jahrbuch verzeichnete 1965 den Höchststand von 23 Vögeln in Gefangenschaft. Doch von den Philippinen kamen alarmierende Nachrichten. Tierhändler, so hieß es, hatten den begehrten Adler innerhalb von nur fünfzig Jahren an den Rand des Aussterbens gebracht. In seltener Eintracht verfügten Zoodirektoren aus aller Welt eilig einen Boykott. Der letzte Adler in einem deutschen Zoo reiste 1976 von Frankfurt zu vergeblichen Zuchtbemühungen nach Los Angeles. Doch kein einziges Paar brütete erfolgreich. Der Traum, den Adler in Europa oder Amerika zu züchten, blieb Utopie.

Mitte der 70er Jahre wusste niemand, wie viele Adler noch in den Urwäldern von Luzon, Mindanao, Samar und Leyte zu finden waren. Gemeinsam

gründeten Kennedy und Krupa 1977 die FREE initiative Ltd., eine Organisation zur Rettung des Adlers. Die Ergebnisse der Feldforschungen, sagt Hector, als 18jähriger freiwilliger Helfer bei der Kennedy-Expedition, waren erschreckend. Nicht mehr als mutmaßlich 300 weitgehend isolierte Tiere hatten auf drei Inseln überlebt. Die Bestände auf Leyte gelten seit 1984 als erloschen. Schutzmaßnahmen für den Adler waren nicht in Sicht. Außer einigen markigen Sprüchen des am Holzgeschäft reich gewordenen Präsidenten Ferdinand Marcos geschah nichts. Allein eine zweifelhafte Ehre wurde dem Affenadler zu Teil: das einzige Tier zu sein, das durch einen Regierungschef umbenannt wurde. Affen-fressend zu sein, befand der Diktator, sei ein schlechtes Image für den Adler und auch für die Philippinen. Ein präsidiales Dekret vom Mai 1978 verfügte die Namensänderung in Philippine Eagle.

Doch nicht die Regierung, die den Vogel 1995 sogar zum nationalen Symboltier bestimmte, sondern die Philippine Eagle Foundation (PEF), Nachfolgerin der FREE initiative, kümmert sich heute um die Rettung des Adlers. Seit vergangenem Herbst ist auch Hector wieder dabei, zurück vom Auslandsstudium in den USA. Der einzige promovierte Ornithologe der Philippinen ist ein Idealist. Er liebt sein Land, seine Hochschulkarriere in Amerika hat er in den Wind geschlagen. Freiwillig ist er zurückgekehrt um das Werk seiner älteren Freunde Krupa und Kennedy fortzuführen. Seitdem observiert nun Hector die wenigen bekannten Horste wie jenen am legendären Mount Mitondo.

Bis auf einhundert Meter bringt uns ein Führer durch den Dschungel an das große Nest gegenüber dem Wasserfall heran. Dann nützt auch die Machete nichts mehr. Der Wald wird undurchdringlich, das schweißnasse Hemd klebt auf der Haut, ein dichter Schwarm Mücken umtanzt die tropfenden Haare. Schroff fällt die Steilwand zu unseren Füßen herab, der feuchte Waldboden bietet den Füßen wenig Halt. Zwischen bemoosten Baumwurzeln und glitschigen Steinen bleibt wenig Platz, kaum genug um die Füße in den Hang zu verkanten.

Die Hände in einen Zweig gekrallt, mit von Schweißtropfen brennenden Augen, die Beine zitternd ins Laub gestemmt, klemme ich zwischen zwei Bäumen. Aus dem Dunkel des Unterholzes fällt der Blick ins Blättergefirr. Die Pupillen verkleinert zu einem Fokus, der die Wirklichkeit des Tages fast unwirklich scharf stellt, erkenne ich nach und nach den Horst. Ein Jungvogel duckt sich flach ins tiefe Nest, das weißbraun gescheckte Gefieder macht ihn nahezu unsichtbar. Nach sieben Stunden wird unser Warten belohnt. Ein großer Schatten fällt auf das geschachtelte Grün der Bäume. Zwei Hornvögel flattern auf und fliegen aufgeregt meckernd davon. Fast lautlos schwebt der Adler mit seinen mächtigen Schwingen zum Nest.

Ich denke nichts. Nichts denkt mehr in mir. Ich sehe nur noch hinüber, spüre keinen Schweiß mehr in den Augen, kein Zittern in den Knien. Es ist der Moment, auf den ich achtundzwanzig Jahre gewartet habe. Jetzt füttert der Adler den Jungvogel; im Schnabel ein schwer zu erkennendes Beutetier. Eine Taube, versichert Hector, der sieht, was er weiß. Kein Wissenschaftler hat die Ernährungsweise des Adlers so gründlich studiert wie er. Mehr als die Hälfte aller Beute stellt der Philippinische Fluglemur (*Cynocephalus volans*).

Doch der nachtaktive Riesengleitflieger, ein Tier, das einzig auf den Philippinen vorkommt, ist eine aussterbende Art. Gleiches gilt für die Flughunde und drei extrem gefährdete Nashornvögel, die zusätzlich auf dem Speisezettel des Haribon stehen. Allein Ginsterkatzen, Kobras, Pythons und die für den Adler namengebenden Langschwanz-Makaken sind als Kulturfolger auch in weniger intakten Waldgebieten heimisch.

Hier, am Steilhang, erfahre ich endlich, was ich schon immer geglaubt hatte, seit mich das Bild des Adlers verzauberte. „Der nobelste Flieger der Welt“, wie der berühmte Charles Lindbergh den majestätischen Vogel einst rühmte, ist kein gewöhnlicher Adler. Hectors Forschungen haben das Bild des Vogels gehörig verändert. Der Haribon ist der letzte Überlebende einer urtümlichen Greifvogellinie, ohne einen näheren Verwandten in der Gegenwart. Erste Ergebnisse von Experten an der Universität Ann Arbor in Michigan, die den Affenadler einer eingehenden Gen-Analyse unterziehen, scheinen Hectors Theorie zu bestätigen. Der ungewöhnlich hohe und schmale Schnabel und die lanzettförmige Haube sind einzigartig. Der Knochenbau, leicht und ungemein athletisch zugleich, kennzeichnen den gefiederten Velocerautor als einen lebenden Dinosaurier. Wie ein alter Indianerhäuptling blickt der mythische Vogel mit seinen blaugrauen Augen aus tiefen Höhlen stolz ins Weite. Ein riesiger Vogel. Nur die südamerikanische Harpyie und der Riesenseeadler von Kamtschatka erreichen seine Größe von über einem Meter und ein Gewicht von mehr als sieben Kilo. Und auch wenn kein Zoologe ein Exemplar von der Größe jenes Vogel fand, den Datu fünf Meter klaftern sah, so sind die gewaltigen breiten Schwingen mit einer Spannweite von über zwei Metern durchaus beachtlich. Kein Wunder, dass sich die Legende vom kinderfressenden Haribon bis heute hält.

Auch heute weiß niemand genau, wie viele Adler noch durch die letzten Fleckchen Regenwald segeln. Abends am Lagerfeuer, die durchgeschwitzten Klamotten trocknen im Rauch, äußert Hector seine Vermutungen. 200 Paare könnte es auf Mindanao möglicherweise noch geben. In der Sierra Madre, dem letzten Rückzugsgebiet des Vogels auf Luzon hingegen sichten die Biologen bis heute kein einziges Adlernest. Dort will Hector im nächsten Jahr hin und auch nach Samar. Nachsehen, ob die zwei oder drei Paare dort ohne menschliche Hilfe noch überlebensfähig sind. Die Lage ist fatal. Unaufhaltsam schließt sich der zusehends dichter werdende Kreis menschlicher Ansiedlungen um die bedrohte Restnatur. Kaum eine Familie in den philippinischen Dörfern, die nicht zehn oder zwölf Kinder zu ernähren hat. Das Bevölkerungswachstum des 80 Millionen Volkes gehört in die Spitzengruppe unter den Entwicklungsländern. Für die letzten Adler wird es buchstäblich zu eng. Fast zwei Jahre benötigt ein junger Adler um regelmäßig selbständig zu jagen. Doch nahezu alle verbliebenen Wälder sind zu klein um auch die Nachkommen zu ernähren. Unklar ist dabei vor allem, wie die Jungvögel die vielen besiedelten Regionen überfliegen sollen um sich ein eigenes Territorium und einen Partner zu suchen. Was die Holzfäller allein nicht schafften, besorgt nun möglicherweise die Natur: den Artentod des Adlers durch Inzucht.

Zu weit von Gott und zu nahe an Japan

„Lebewohl, geliebtes Vaterland, du Kind der Sonne, Perle des östlichen Meeres, verlorenes Paradies.“ Wir fliegen von Mindanao über Samar und Leyte nach Luzon. Genau über jenes Land, das noch vor der letzten Eiszeit eine einzige große Insel war, der ursprüngliche Lebensraum des Affenadlers. Ein Blick aus dem Fenster verrät, wie es um das verlorene Paradies aus dem „Letzten Lebewohl“ des Nationalhelden Jose Rizal heute steht. Kahle Hügel, abgeholzte Flächen, wohin der Blick fällt. Braun ergießt sich die schlammige Brühe der vom Tagebau vergifteten Flüsse ins blaue Meer.

Nur wenige Politiker in dem von einer kleinen Geld-Aristokratie beherrschten Land sorgen sich tatsächlich um die Natur. „Wer Wahlkämpfe gewinnen will, verspricht den Kampf gegen soziale Probleme und die Armut, nicht aber den Schutz des Waldes“, erklärt Neil Aldrin Mallari, Umweltspezialist der Haribon Foundation. Wir sitzen inzwischen in einem kleinen dunklen Bureau in einem hübschen, hell gestrichenen Haus. Der Blick aus dem Fenster fällt auf die Wellblechhütten vis à vis. Quezon City, heute ein Stadtteil von Manila, gilt noch als eine der besseren Wohngegenden.

Eine Karte an der Wand zeigt den Stand der Dinge, schonungsloser als tausend Worte; ein paar winzige grüne Flecken auf mehr als 7000 grau gefärbten Inseln und Inselchen. Einstmals zu 99 Prozent bewaldet, waren um die Jahrhundertwende noch 70 Prozent der Philippinen mit tropischen Urwäldern bedeckt. Heute sind es gerade einmal sechs Prozent – und der Bestand schrumpft weiter.

Zu lange und zu gierig hatte Japan, der große Nachbar im Norden, die Hand nach dem Holz der philippinischen Bäume ausgestreckt. Mittlerweile sind fast alle Flachlandregenwälder abgeholzt und ungezählten Tier- und Pflanzenarten unwiederbringlich verloren. Urwälder gibt es heute auf den Philippinen fast nur noch in zerklüfteten Bergregionen, unzugänglichen Tälern und an Steilhängen. Doch selbst dorthin ziehen heute illegale Holzfällertrupps und schlagen die letzten Bäume. Brandrodungen und fahrlässige Brandstiftung der Landbevölkerung, sogenannte kaingins, tun ein übriges. Was zurückbleibt, ist verkarstetes Land, unfruchtbarer Boden und verschlammtes Wasser.

Die Schäden des Holzeinschlags sind unermesslich. Keine Region der Erde besitzt, gemessen an ihrer Größe, eine so artenreiche Tier- und Pflanzenwelt wie die Philippinen. Noch immer beherbergen die 7100 Inseln und Inselchen mit ihrer Gesamtfläche von annähernd 300.000 Quadratkilometern 510 Arten von Säugetieren, Vögeln, Reptilien und Amphibien, die nirgendwo sonst in der Welt zu finden sind. 44 Prozent der 395 Brutvögel auf den Philippinen sind einzigartig. Bei den Säugetieren sind es mit 115 von 180 Arten sogar 67 Prozent; bei Reptilien und Amphibien mit 214 Arten 73 Prozent. Allein Brasilien verfügt mit 725 größeren Tierarten über mehr endemische Spezies – bei der 28fachen Fläche des Landes. Und selbst Madagaskar, berühmt für seinen Artenreichtum, besitzt, trotz doppelter Größe, weniger einzigartige Säugetiere als die Philippinen.

Auch Mallari, der Mann mit den beiden Astronauten im Vornamen, kämpft für die Rettung des Affenadlers. Immer neue Überlegungen spielt er durch, um die Menschen in den wohlhabenden Ländern dazu zu bringen, Geld für den Riesengreif zu spenden. Das größte Problem ist, dass kaum jemand außerhalb der Philippinen den Vogel kennt. Der Gedanke, einige zuchtunwillige Tiere aus dem Eagle Camp in Malagos auf eine gut bezahlte Tournee durch US-Zoos zu schicken, ist bereits durchgespielt – und verworfen. Der Stress für den auch in Gefangenschaft äußerst scheuen Adler ist mutmaßlich zu hoch. Was bleibt, ist das beharrliche Betteln beim DENR, die Nichtregierungsorganisationen besser zu unterstützen.

Doch das Umweltministerium hat mittlerweile eigene, engstirnige Pläne mit dem Nationalvogel. Streng bewacht und versteckt vor den Blitzlichtern ausländischer Kameras, leben zwei Weibchen in einem Zuchtzentrum des Botanischen Gartens der Universität von Los Baños. Eine staubige Landstraße führt den Besucher zu dem abgelegenen Berghang des Mount Makiling, fünfzig Kilometer südlich von Manila. Ein paar kleine rostige Käfige zeigen eine wenig stolze Sammlung der einheimischen Greife, unwürdig präsentierte Schmuckstücke aus der Konkursmasse der Schöpfung wie den Philippinen-Haubenadler und den Philippinischen Schlangenhäbicht. Warum die beiden weiblichen Affenadler hier auch mit Hilfe künstlicher Befruchtung nicht züchten, sieht selbst ein Laie.

Besser sieht es da schon auf Mindanao aus, wo heute die Nachfolger Kennedys und Krupas ein zweites Zuchtzentrum verwalten. Hier, im Eagle Camp von Malagos, treffe ich Domingo Tadena, den Deputy Director der PEF. Dreizehn gefangene Adler hält der Mann mit dem zerfurchten Gesicht und dem wolfsgrauen Haar im Zuchtzentrum am Fuß des Mount Apo. Seine Sorgenfalten kommen nicht von ungefähr. Hinter Bambus und Stacheldraht versteckt liegen vier große Volieren, mit grauem Wellblech abgedeckt. Eine Spende der Frankfurter Zoologische Gesellschaft, Ende der 80er Jahre. Doch Affenadlerdamen sind heikle Liebhaberinnen und nicht wenige der kleineren Männchen bezahlen ihre Annäherungsversuche mit dem Leben. In zwölf Jahren schlüpfen in Malagos lediglich zwei Adler, im Jahr 1992 als Folge künstlicher Befruchtung. Die Fortsetzung der Bruterfolge wie bei den Jungvögeln Pag-Asa (Hoffnung) und Pagkakaisa (Einheit) blieb aus. Als drei Jahre später auch noch das Zuchtweibchen starb, war aller Optimismus dahin. Die Strategie, den Adler durch Gefangenschaftszucht zu vermehren, schien gescheitert.

Die Wende kam im Februar und sie kam unerwartet. Mit Stolz führt mich Tadena zu einem abgeriegelten Verschlag. Nur ein winziges Guckloch ermöglicht den Blick auf ein weißes Federknäuel – Pangarap, das erste auf natürliche Weise gezeugte Adlerküken in Gefangenschaft. Die Geburt des Jungvogels erleichtert den mit einem Kleinstbudget ausgestatteten Adlerfreunden die Arbeit beträchtlich. Zu oft und zu lange waren die erfolglosen Brutväter kritisiert worden, um sich nicht über die kleine Spendenflut zu freuen, die ihnen ihr jüngster Erfolg endlich bescherte.

Doch man darf sich nicht täuschen. Auch wenn das Konterfei des Vogels inzwischen Banken, öffentliche Gebäude und funkelnde Jeeps zierte, populär ist der Nationalgreif noch lange nicht. Im Schulgebäude der Foundation zeigt mir Tadena philippinische Schulbücher, made in USA. Amerikanische Rotfüchse, Grizzly-Bär und Weißkopfseeadler finden sich darin – philippinische Flugfüchse, Bärenkatzen und Affenadler sieht man nicht.

„Man kann nur schützen, was man auch kennt“, erklärt Tadena. Woche für Woche fahren die Mitarbeiter der Foundation mit ihrem Jeep die schlammigen Wege in die Bergdörfer um für den Adler zu werben. Ein spezielles Adoptionsprogramm bietet jedem Dörfler, der ein Adlernest findet und bewacht, eine Prämie von umgerechnet 100 DM – für die arme philippinische Landbevölkerung ein halbes Jahreseinkommen. Das Interesse am Adler soll dazu helfen, den Wald zu schützen. Eine fast hoffnungslose Aufgabe. Denn auch die Dorfbewohner vermögen Reservate wie den Mount Apo Nationalpark, der noch zu den besten des Landes zählt, kaum zu schützen.

Tage später, als wir das Innere von Mindanao erkunden, fahren wir erneut durch ein verwüstetes Land. Wo ehemals undurchdringliche Wälder standen, blecken kahle, karstige Hügel. Nur an wenigen Berghängen gibt es noch Wälder und vielleicht sogar einige der prächtigen Adler. Doch auch hierhin werden die Holzfäller kommen, wie sie es immer getan haben. Und sie werden die Bäume schlagen, wie sie es gegenwärtig wieder tun. Zu schwach ist die Stimme der Umweltschützer, zu gering die gegenwärtige Unterstützung durch das Ausland.

Was am Amazonas geschieht, weiß jeder – selbst die UNO kümmert sich inzwischen darum. Auch vom Schicksal der Orang Utans in den Regenwäldern von Sumatra und Borneo hat man gehört. Doch wer kennt schon den Palawan-Pfau (Polyplectron emphanum), den Sulu-Hornvogel (Anthracoceros montani) oder die Dolchstichttaube (Gallicolumba luzonica)? Tiere, die, nur wenigen Experten bekannt, wohl in kürzester Zeit das Weltliche segnen werden. Gerade einmal 300 Exemplare des Tamarau oder Mindoro-Büffels bahnen sich noch ihren Weg durch das Unterholz. Auch vom Prinz-Alfred-Hirsch gibt es kaum mehr. Riesenflughunde, die zu den größten der Welt zählen, bunt gescheckte Baumratten, groß wie Katzen, und mehrere Arten endemischer Wildschweine könnten in kürzester Zeit für immer aus den Wäldern verschwinden. Gibt es denn in Deutschland niemanden, der etwas dagegen unternimmt?

Professor Curios Hütte

Bochum, November 1998. Die fahle Mondlandschaft der Ruhr-Universität liegt verlassen dar. Rauhreif deckt sich auf den Betonklötzen, Tauben waten durch die herbstliche Kälte. Nach langem Suchen finde ich das richtige Gebäude, die richtige Tür. Erst vier Stockwerke hinauf, dann durch die Glastür, dann kommt der Heizungskeller mit den Pflanzenkulturen, dann die

nächste Glastür, noch zweimal um die Ecke: Professor. Dr. E. Curio. Arbeitsgruppe für Verhaltensforschung.

Professor Curio ist ein großer, hagerer Mann mit hartem Händedruck. Was ich denn wollte, er habe kaum Zeit, sechzehn Stunden Arbeit am Tag schaffe er in seinem Alter noch, früher waren es natürlich mehr. Also gut, zehn Minuten könne er sich nehmen, erzählen bräuchte ich nichts, das wisse er ja alles schon vom Telefon. (Ein Gespräch von zwei Minuten!).

Fünf Stunden später verlasse ich das Büro und verirre mich orientierungslos im Silo der Fakultät. Im Kopf kreist alles umher: DENR, NIPAP, PESCP, FZS ... Post-Box in Kalibo, Staff House, Aklan, Antique, National Road, Korallen-Hornvogel, Musky Fruit Bat, Bulanao, Buruanga, Libertad, Siliman-University ... Messblitzkopf ... Träger organisieren ... Anruf nicht vergessen ... Zuchtzentrum für Dulungan ... Bus nur einmal am Tag ... Erstnachweise für Panay ...

Fünf Monate später stehe ich in Bulanao, am Ende einer langen Odyssee aus Flugreise, Tricycle-Fahrten über Schotterpisten und Busfahrten über schlammige Wege. Vor mir ein kleines handgemaltes Schild mit einem Korallen-Hornvogel, zur Linken ein paar Wellblechhütten und ein Dutzend Kinder. Erst der Blick über die Häuser hinweg empor zu den waldbedeckten Hügeln verrät mir, warum ich ausgerechnet hier in den Nordwesten von Panay gekommen bin. Erst vor vier Jahren von der westlichen Wissenschaft, namentlich Herrn Professor Curio, entdeckt, blicke ich auf den letzten sogenannten Flachlandregenwald der gesamten mittleren Philippinen-Region, den Visayas.

Noch eine Nacht in einer der Hütten und hinauf geht es zum Dschungel-Camp oben im Regenwald. Der Aufstieg dauert einen halben Tag, begleitet von allen bekannten Symptomen. Erst durchs Flussbett waten, dann durchs Unterholz, dann wieder durchs Flussbett, dann Klettern durch Farn und über moosige Steine, dann Felsen, dann wieder ein Flussbett und so weiter. Klatschnass vom Schweiß, von Moskitos zerstoichen, die Hand aufgeratscht beim Klettern über spitze Felsen und völlig erschöpft erreichen wir Professor Curios Hütte, ein selbstgezimmeres Bambushaus mitten im Regenwald, besetzt mit zwei Doktoranden und zwei philippinischen Helfern. Die Jungs sind froh uns zu sehen, gerade Mitte zwanzig und, wann immer der Dauerregen nachlässt, unterwegs, die zahlreichen Flughunde des Waldes zu fangen, zu orten und ihre Lebensweise zu erforschen.

Seit vier Jahren existiert das Philippine Endemic Species Conservation Project, unterstützt von der Frankfurter Zoologischen Gesellschaft. Der Wald ist eine einzigartige Schatzkammer. Einer der Höhepunkte: die Dolchstichttaube der Visayas, oder, wie sie kaum weniger poetisch auf englisch heißt: „Bleeding Heart Pigeon“, eine zierliche Taube mit einem blutroten Fleck auf der schneeweißen Brust. Zu den weiteren Attraktionen aus Curios Zauberwald zählen zahlreiche bislang noch nicht bestimmte Schlangen, Eidechsen und Frösche. Von Insekten gar nicht erst zu reden.

Kein Land der Welt bietet Biologen gegenwärtig eine solche Fülle an Forschungsmöglichkeiten wie die weitgehend isolierte Fauna und Flora des Inselstaates. Doch viele Tierarten und geografische Rassen werden ausgerottet

sein, bevor sie überhaupt bekannt sind. Allein 34 Vogelarten entdeckte Curio in diesem kleinen Restregenwald auf Panay. Vögel, von deren dortiger Existenz bis dahin niemand etwas ahnte. Unter den Ersthornvögeln befand sich der seltene Dulungan oder Korallen-Hornvogel (*Aceros leucocephalus*), ein Garant für den ökologischen Kreislauf des Waldes. Mit seinen im Kot ausgeschiedenen Samen trägt der Hornvogel entscheidend zur Vermehrung wichtiger Baumarten bei. Kaum dass Curio den Vogel auf Panay studiert hatte, geschah die Katastrophe. Ein Jäger wählte sich den leuchtend gefärbten Vogel als Zielscheibe und erschoss an einem einzigen Tag vierzig Dulungans – ein Drittel des vermuteten Weltbestandes.

Auch für den Tariktik-Hornvogel sieht es kaum besser aus. Immerhin, noch gibt es den Tariktik auf Panay. Sieben Stunden Wartezeit vom frühen Morgen bis in den Mittag sind nicht vergebens. Mit einem 800er gelingt mir schließlich das gewünschte Bild: Tariktik-Hornvogel in einer Baumkrone auf Panay im Gegenlicht – fast ein Scherenschnitt.

Die Blume des Partisanen

Die Lage ist fatal, nicht nur auf Panay. Die Zeit drängt und der Wald schwindet dahin. Die Appelle westlicher Wissenschaftler lauten alle gleich. Die Menschen auf den Philippinen müssten sich ändern, ihre Lebensgewohnheiten umstellen, weniger Kinder bekommen und die Natur besser schätzen lernen. Westliche Weisheiten - richtig in der Tat, berechtigt vielleicht.

Nur ungern hören Filipinos die Worte aus den piefigen, prassenden Ländern des Westens, Länder, die ihre eigene Tierwelt dezimiert oder ausgerottet, ihre Wälder abgeholzt und ihr Anspruchsdenken zu keinem Zeitpunkt in der Geschichte jemals freiwillig zurückgestellt haben. Länder, die gemeinsam 70 Prozent aller Energie verbrauchen, fröhlich und vergnügt auf dem Vulkan tanzen und händeringend über die Politik lamentieren, wenn sie ein paar zusätzliche Pfennige für Benzin bezahlen sollen. Länder überdies, die mehr von philippinischem Holz profitiert haben als jeder Filipino und die heute zu Hunderttausenden in das an Leib und Seele zerstörte Land kommen, um die Not junger Mädchen auszunutzen, sie einzukaufen und zu missbrauchen.

Es ist nicht leicht Filipinos belehren zu wollen. Je trauriger die Geschichte eines Landes, um so größer das Ehrgefühl des Volkes. Eine Moral, die gewiss auch für die Philippinen gilt, dieses gebeutelte Land, Spielball von Mächten und Mächtigen. Schon die arabischen Seefahrer des 14. Jahrhunderts hatten schnell gelernt das gutmütige Volk zu unterjochen, bevor zwei Jahrhunderte später der spanische König Hasardeure, Strafgefangene und Abenteurer schickte das Land zu kolonialisieren. Die „Befreiung“ von den Spaniern Ende des 19. Jahrhunderts schließlich brachte den gewaltigsten aller Kolonialherren ins Land, die USA, die die philippinische Kultur auf unübertroffene Weise nachhaltig terrorisierten. Von den Spaniern blieb das Christentum, eine Melange aus Kinderglaube, Weihnachtsgeschichte und Spökenkiekerie. Die Amerikaner gestalteten den Rest. Filipinos heißen wie amerikanische

Schauspieler aus Vorabendserien, sprechen im Fernsehen fast ausschließlich englisch, kleiden sich selbst in den entlegensten Bergdörfern wie die Kids in Kalifornien und bewundern, von schlechten Erfahrungen unberührt wie die Jungfrau Maria, die westliche Kultur.

So stark das philippinische Leben vom Westen geprägt ist, so vorsichtig sollte man sein Filipinos die Welt erklären zu wollen. Wer etwas erklärt bekommt, gehört nicht dazu, wird als minderwertig betrachtet. Für ein Land, das darum kämpft, als Imitation einer anderen Kultur ernst genommen zu werden, eine schwere Beleidigung. Wie Teakholzmuster in Plastikfolie geprägt, imitiert die philippinische Gesellschaft ihr amerikanisches Vorbild, trägt Jeans und trinkt Coca Cola - mit dem Strohalm aus dem Plastikbeutel. Dosen und Flaschen sind zu teuer.

Es ist überhaupt vieles zu teuer in einem Staat, in dem offiziell 70 Prozent, inoffiziell 88 Prozent der Bevölkerung unter der Armutsgrenze lebt. Auf dem Lande ist die Armut am größten, sichtbarer ist das Elend der Städte. Fast ein Drittel aller Menschen in der von Abgasen verpesteten 18 Millionen-Metropole Manila hausen in Slums, Tendenz steigend. Wo immer ein Stück Land brach zu liegen scheint, schieben sich Wellblechhütten ineinander, an toten stinkenden Flussarmen zumeist, an Eisenbahngleisen, in sumpfigen Auen und an den Rändern der Highways. Selbst auf Friedhöfen drängen sich selbstgezimmerter Baracken. Ein Haus ist ein Dach aus rostigem amerikanischen Militärblech über dem Kopf.

Dass sich daran wirklich einmal etwas ändern wird, glaubt auch der Taxifahrer nicht, der uns von Ermita nach Quezon City bringt. Er selbst lebt in Tondo, einem Slum in der City von Manila, berühmt und berüchtigt als das größte Armenhaus Südostasiens. Sechzehn Kinder hat er zu versorgen, nicht nur die eigenen, auch die der Brüder und Schwestern. 400 Peso verdient er an guten Tagen, für ihn allein wäre dies nicht schlecht; für 100 Peso bekommt man ein Kilo Huhn auf dem Wochenmarkt, wenn sie nicht wieder die Waage verstellen, wie sie es immer tun. Die anderen in der Familie seien arbeitslos und übrig bleibe natürlich nichts. Aber vielleicht bekommt er ja eines Tages eine Sozialwohnung aus dem Programm des neuen Präsidenten Joseph Ejercito Estrada, den sie alle nur „Erap“ nennen, „den Kumpel“, so als sei der politische Ziehsohn des berüchtigten Marcos tatsächlich einer von ihnen. Gewiss auch Estrada kommt aus Tondo, aber nicht aus einem Slum, sondern als Spross einer wohlhabenden Mittelschicht. Immerhin stammt der Präsident nicht aus einer der zwanzig Dynastien, die das Land seit seiner formalen Unabhängigkeit im Jahr 1898 beherrschen und ausplündern, und die Verachtung mancher Aristokraten gegenüber Estrada bedeutet dem Volk schon viel. Ein großer Schauspieler sei der gewesen, versichert mir der Taxifahrer, ein „Wyatt Erap“ und Robin Hood für die Armen. Und wie zum Hohn fahren wir gerade unter einem überdimensionalen Plakat am Rizal Park vorbei, ein Plakat mit dem Konterfei des brutal lächelnden Präsidenten, der soeben eigenhändig ein paar neue Todesurteile gegen aufrührerische Jugendliche verfügte. Aus der Tiefe des Parks blitzen Lichter auf, Kanonendonner ertönt. Das steinerne Exekutionskommando tritt auf den Plan und erschießt den bronze-

nen Dichter und Freiheitshelden Dr. Jose Rizal, der hier vor den Augen lustwandelnder Parkbesucher jeden Abend erneut seinen Tod im Feuerwerk findet. Verkitscht bis zur Unkenntlichkeit, zynisch gefeiert im Kanonendonner, hatte ausgerechnet Diktator Ferdinand Marcos dem Widerstandskämpfer aus spanischer Zeit dies Denkmal gesetzt: Der Nation zum Ruhme, dem Volk zur Abschreckung. Geträumt hatte Rizal von solch schrägem und lauten Pomp nicht. Sein letzter Wille, geschrieben in spanischer Kerkerzelle im Jahr 1896 am Abend vor seiner Hinrichtung, erträumt ein anderes Gedenken: Sollte irgendwann auf meinem Grab in dichtem Gras eine schlichte Blume blühen, führe sie an deine Lippen und küsse meine Seele. Und ich werde unter kalter Erde auf meiner Stirn den Hauch deiner Zärtlichkeit, den Hauch deiner Wärme spüren.

Bilder aus Utopia

Ein Jahr Estrada hat die politischen Träumer auf den Philippinen zurück in die Realität geholt. Die Spielräume innerhalb der Oligarchie sind gering. Der Präsident laviert und rochiert, paktiert abwechselnd mit verschiedenen Machthabern, manchmal auch mit mehreren konträren Interessengruppen zugleich. Linke Alternativen gibt es ohnehin nicht, weder auf den Philippinen noch anderswo im Spiel des globalen Kapitalismus. Da nützt auch der traurige Trotzterrorismus der kommunistischen New Peoples Army in den Waldresten Mindanaos nichts. Das Einzige, was den Philippinen bleibt, ist ausländische Investoren ins Land zu holen, auf dass sie den Lebensstandard der Filipinos heben mögen. Fidel Ramos ist diesen Kurs gefahren und Estrada folgt ihm darin. Immerhin ist das Bruttosozialprodukt im Inselstaat nicht rückläufig - für ein südostasiatisches Land unter gegenwärtigen ökonomischen Verhältnissen recht ungewöhnlich.

Ein radikales Umdenken gegenüber der Umwelt ist freilich nicht in Sicht. Zwar untersagt seit 1989 ein staatlicher logging ban jede weitere Abholzung. Aber der illegale Holzeinschlag geht weiter. Hauptverantwortlich für den propagierten Gedeih und gegenwärtigen Verderb der Wälder ist das philippinische Umweltministerium (DENR). Dessen Generalsekretär Antonio Cerilles freilich, ein Gefolgsmann des Präsidenten Estrada, steht mit der Holzwirtschaft auf verdächtig gutem Fuß. Bis zu seinem Amtsantritt selbst ein Großer der Branche, verteilt der Umweltminister auch weiterhin ausgesprochen undurchsichtige Ausnahmegenehmigungen für den Holzeinschlag. Unliebsame Journalisten, die Cerilles Verbindung zur Holz-Mafia ans Tageslicht brachten, müssen, für philippinische Verhältnisse nicht unüblich, um ihr Leben fürchten.

Langfristige Perspektiven verspricht sich die Regierung vor allem vom Tagebau: Kupfer, Gold, Chromit und Nickel. Kaum eine Region der Philippinen, in der nicht ein exzessiver Abbau der Bodenschätze vorgesehen ist. Die ökologische Katastrophe ist programmiert. Nicht nur die letzten Reste des Regenwaldes werden verschwinden, nun wird auch der Rest des Landes

mehr denn je von den Abwässern des Tagebaus vergiftet - unterstützt von westlichen Konzernen. Ungefiltert ergießt sich auf allen größeren Inseln der Philippinen die braune Schlacke ins Meer und zerstört dort die Korallen; Riffe, die ehemals zu den schönsten der Welt zählten. Den Rest besorgt hier die Fischerei mit Cyanid und Dynamit und last but not least die globale Erwärmung. Die solchermaßen mitgespielten Korallen sind heute so mürbe, dass selbst ein Taifun wie der vom vergangenen Jahr alle Riffe bis in 5 Meter Tiefe problemlos abzuknicken vermag. Wo immer ich auf den Philippinen getaucht habe, ergab sich das gleiche Bild. Die Unterwasserwelt ist zerstört, gesprengt und auseinandergefegt wie nach einem Bombenangriff. Bis in die Tiefe von 5 Metern wächst definitiv nichts mehr: nicht auf Palawan, nicht auf Bohol und auch nicht auf Cebu - drei der berühmtesten Tauch- und Schnorchelgebiete der Welt. Trauriger Höhepunkt einer traurigen Bilanz sind die Zustände auf der Ferieninsel Boracay. Nicht nur verpesteten Algenteppeiche, genährt aus den Fäkalien des Massentourismus, die Strände. Der berühmte weiße Strand von Boracay verdankt sich nicht unmaßgeblich den vielen sorgsam gesprengten Korallen vor der Küste. Die besondere Krönung aber ereignete sich im vergangenen Jahr. Findige Geschäftsleute erdachten sich einen Mordsspaß. Sie verliehen Schnellfeuergewehre an Touristen, um damit des Tags schlafende Flughunde von den Bäumen zu schießen. Sollte das muntere Treiben in den nächsten Jahren fortgesetzt werden, ist es um den Kronenflughund endgültig geschehen. Die großen Flattertiere, die mit majestätischem Flügelschlag Abend für Abend im Sonnenuntergang hinüber zu ihren Fruchtbäumen nach Panay ziehen, haben an der Ostküste Boracays ihr allerletztes Domizil.

Von diesem Hintergrund zeichnet sich Eduard Hagedorn, der Bürgermeister von Puerto Princesa, der Hauptstadt Palawans, als eine seltene Lichtgestalt ab. Seit sechs Jahren räumt der späte Nachkomme einer deutschen Einwandererfamilie - in seinem früheren Leben ein bekannter Spieler mit besten Verbindungen zum Milieu - kräftig auf. Schon das Wegwerfen einer Zigarettenskippe hat eine empfindliche Strafe zur Folge. Der Urwald von Palawan, die größte verbliebene Bestände der Philippinen, gilt heute nahezu als gesichert.

Auf Mindanao freilich, dem letzten großen Refugium des Affenadlers, sieht es vergleichsweise finster aus. Nicht nur der Wald schwindet im Land der Bagobos. Weite Teile des Grundwassers sind vergiftet, andere gelten als gefährdet. Zu schwach ist derzeit noch die Stimme der Umweltschützer, zu gering die Unterstützung durch das Ausland. Wenn nicht in Kürze etwas Einschneidendes geschieht, wird auch der Kampf um die Rettung des Adlers bald verloren sein. Ein Fossil aus vergangenen Zeiten, unwirklich schon jetzt. Nur die Bilder werden uns erhalten bleiben – als Bilder eines Traums. Irgendwann wird es vielleicht keinen Menschen mehr geben, der diesen Traum mit Erfahrung füllen kann. Dann werden sie ganz jenem größeren Traum angehören, den man Geschichte nennt.